„Sie wissen nicht, was Sie sprechen", antwortete Robby, finsteren Gesichts auf einem Stuhl Platz nehmend.

„Hören Sie endlich auf, Theater zu spielen!"

In diesem Augenblick wurden draußen Tritte hörbar. „Mary? — Ja? — Zum Kuckuck, schließen Sie sofort auf!"

„Noch sind keine fünf Minuten herum? Was wollen Sie damit sagen?" fragte er verständnislos.

Knack, wurde der Schlüssel herumgedreht. „Lorand sagte, das Experiment mit diesem Herrn dauere so lange. Ich sollte frühestens nach fünf Minuten öffnen."

„Also habe ich recht gehabt!" bemerkte Robby bissig.

„Schaffen Sie mir Stenotypist Lorand her!" schrie der berühmte Schriftsteller plötzlich seine Hausdame an.

„Den haben Sie ja mit dem Auto in die Stadt geschickt. French und Shelly hat er nach Hause gehen lassen."

„Alle Achtung! Nun fehlt noch, daß Sie Lorand als meinen Komplizen ausgeben."

Wellece antwortete nicht. Unvermittelt lief er in ein anderes Zimmer und kam mit flackernden Augen zurück. „Gut, Mary . . . Es ist alles in Ordnung. — Aber ich denke gar nicht daran so etwas zu behaupten", sagte er leise zu den schmunzelnden Robby. „Ich habe Ihnen etwas abzubitten."

„Und dabei glaubte ich, Sie wollten mich zum besten haben. Wie Ihr Stenotypist nur so was tun kann . . ."

„Bis jetzt glaube ich an einen Scherz. Er hat nichts mitgenommen. Den Wagen wird er selbst zurück bringen."

Wie zwei Gentlemen gingen sie auseinander. Doch als Wellece dann allein war und ein zerknittertes Papier aus der Tasche zog, schoß ihm die Zornesröte ins Gesicht. „Ich nehme nur 1000 Pfund mit, weil ich nicht mehr finde. Ihr Auto lasse ich irgendwo stehen. Sie werden nicht so dumm sein, mich der Polizei zu melden. Ihr Ruf als scharfsinniger Kriminalschriftsteller würde sehr darunter leiden. Nehmen Sie das Späßchen nicht zu tragisch! Lorand."

Er ließ die Finger auf seinem Kopfe liegen bis sie einschliefen. Entsetzlich, daß man einen Beruf ausübte, der die Alarmierung der Behörde fast verbot . . .

—o—

Der Zeitungsmann

Skizze von Gotth. Meyer-Berlin.

„Wieviel?" schrie der Radfahrer schon von weitem und zwängte sich, den ungeheuren Zeitungssack auf dem Rücken, an zwei stoppenden Autos vorbei der Straßenecke zu.

„Vierzig!" Der Zeitungsmann hatte keine Zeit. In ewiger Wiederholung brüllte er die Namen seiner Blätter mit der heiseren Stimme des Erschöpften, spähte zu den Straßenbahnen hinüber, den Taxametern, aus denen sich ungeduldig Hände reckten, wand sich fast unter den Füßen der hastenden Passanten zu einem Kunden, gab Kleingeld heraus, stürmte zurück zu dem kleinen Vorrat in der Mauernische. Keine Zeit! Hochflut des Verkehrs, die eine einzige Stunde, in der sich das Geschäft wirklich lohnte.

„Vierzig Stück!"

Der Radfahrer hatte rücklings seinen Sack in einer Haustür fallen lassen und griff nun mit geübten Händen nach den riechenden, noch klebenden Zeitungen. Zehn . . . zwanzig . . .

„Hier sind sie!" Der Bursche schnürte bereits den Beutel zu, warf ihn auf den Rücken und schob sich auf sein Rad, um zum nächsten Kolporteur zu fegen, der vielleicht schon ärgerlich auf ihn wartete.

Der Zeitungsmann an der Ecke verteilte seinen Vorrat. Ein Drittel in die Tasche auf dem Bauch, ein Drittel als Reserve in die Nische, den Rest in die Hand. Ein Blick auf die Titelseite: Größliches Unglück in der Stromstraße! Eine Mutter mit ihren zwei Kindern lebendig verbrannt! Der Mann . . .

Da ein Herr, seine Augen glitten hungrig herüber. Geschäftstüchtig hielt der Zeitungsmann seine Blätter empor; das Unglück in Riesenlettern als Reklame! Der Herr kaufte.

Wieder schrie der Verkäufer seine Zeitungen aus, nannte jetzt nur das Blatt mit dem fetten Katastrophennamen. Es wurde gekauft. Wie ein Wiesel stürmte der blasse Kolporteur hin und her.

„Stromstraße?" dachte er während einer kleinen Pause. „Eine Frau . . . zwei Kinder?"

„Geben Sie her!" herrschte ihn ein Bürofräulein an. Und hier ein Kunde, dort ein Kunde, bald war das erste Drittel verkauft.

Heraus mit den Blättern aus der Ledertasche! Das Geschäft blühte. Eine Kleinigkeit, die vierzig zu verkaufen!

Die verstehen ihr Handwerk! lobte der Zeitungsmann die Redakteure, die ihm die gute Ware geliefert hatten.

Aber Stromstraße . . . Stromstraße? Während er die Tasche leerte, warf er einen Blick über die erste fette Notiz: In dem Hause Stromstraße Nr. 106 . . .

Aber da mußte er schon über die Straße springen, gleich drei Exemplare wanderten in die anfahrende Straßenbahn.

„106 . . . 106?" Do wohnte er ja auch. „Eine Frau, zwei Kinder?" Es wohnten ja so viele in den Häusern, die hintereinander geschachtelt über finsteren Höfen brüten.

Immerhin! 106! Seine Frau würde sich dafür interessieren, sie kannte ja alle . . .

Und der Zeitungsmann saltete ein Blatt zusammen, um es ihr mitzubringen. Konnte man sich schon leisten, der Verdienst war heute gut!

„He! Mann, schlafen Sie?" — Das Geldstück verschwand in seiner Manteltasche. Und er schrie den Titel der einen Zeitung, die mit dem Unglück gesegnet war. Die Reserve schmolz, reißend fanden die letzten Blätter ihre Käufer. Höchste Zeit auch! Schon ebbte die Menschenflut ab, schon erloschen die ersten Schaufenster. Mit leerer Zeitungstasche machte sich der abgehetzte Mann ein wenig später auf den Weg zu seinem Verlag, zur Abrechnung. Das zusammengefaltete Blatt für seine Frau hatte er vergessen.

Dort warteten schon die Kollegen, zufrieden wie er, müde wie er.

Was hatten sie nur? Sie ließen ihm den Vortritt in das Büro. Schweigen. Der Herr hinter dem Ausgabetisch sah ihn seltsam prüfend an. Reichte ihm die Hand?

Reichte ihm die Hand?

Nahm eine Zeitung mit den Riesenlettern hielt sie ihm hin. Sollte er lesen?

„Ein furchtbares Unglück, Schmiedecke! Mein Beileid, Schmiedecke!"

Schmiedeckes Augen wurden blind. Zitternd nahm er das Blatt. Hatte er nicht schon ein gleiches in der Tasche für seine Frau, die das Unglück sicher interessieren würde?

„Stromstraße 106? Eine Frau mit ihren zwei Kindern lebendig verbrannt . . . der Mann im Dienst . . . Schmiedecke . . . Schmiedecke?"

Weinend knitterte er das Papier zusammen, das sein Unglück, den furchtbaren Tod seiner Lieben in fetten Buchstaben über die Straßen geschrien hatte.

—o—

Kentucky-Ohio

Skizze von Heinrich Jüker.

Mr Allen, Sportberichterstatter des „Daily Expreß" in U. S. A. bestieg sein schnittiges Kabriolett, ließ den Motor anspringen und steuert dem großen Stadion, etwa zwanzig Kilometer vom Erscheinungsort seiner Zeitung entfernt, zu. Mr. Allen war in Hochform, im Vollgefühl des Bewußtseins seiner hochwichtigen Persönlichkeit. Heute nachmittag noch würden Tausende sich auf seinen Bericht über das Fußballtreffen der Staaten Kentucky und Ohio stürzen, um zu wissen, was er, Mr. Allen anerkannte Autorität auf dem Gebiete der Sportkritik, vom Spiel zu sagen hatte.

Die Landstraße war erreicht, der Wind pfiff ihm um die Ohren und holte sprühende Funken aus Allens Shagpfeife. Er hatte gerade den dritten Gang eingeschaltet, als er hinter sich eine Hupe vernahm. Kaum hatte er sich umgesehen, als ihm ein schallendes „Guten Tag!" zuflog und der verfolgende Wagen, ebenfalls ein Kabriolett, knapp an dem seinen lag.

Der Lenker dieses Wagens war für Mr Allens Begriffe der unangenehmste Mensch von der Welt: Mr. Hunter, Sportberichterstatter der „Evening-Post", Konkurrenz schärfster Klasse. Fragen nach dem Ziel dieses unangenehmen Begleiters schienen Allen höchst überflüssig, das lag klar auf der Hand. Und nun besaß dieser Mensch auch noch die Frechheit, zu fragen, wie es mit einer Vorrunde für das nächste Automobilrennen sei. Allen warf ihm einen mißmutigen Blick zu, brummte mißmutig etwas vor sich hin und gab Vollgas Gleichermeise Mr. Hunter. Das Rennen entwickelte sich bald zu einem Kampf erster Güte und erregte die gespannte Aufmerksamkeit aller Passanten und Autofahrer. Hunters Wagen lag dicht hinter dem Allens, vermochte aber nicht, diesen zu überholen. An Allens Kopf vorbei brauste der Wind, es war ihm, als gingen ihm die vorüber fliegenden Bäume mitten durch den Körper.

Vor ihnen lag eine kleine Stadt. Eben als beide die Geschwindigkeit verringerten, geschah plötzlich die Katastrophe. Es gab einen furchtbaren Knall. Allens Wagen bockte wie ein wilder Mustang, und im nächsten Augenblick bohrte sich der Kühler des Hunter-Kabrioletts in das Hinterteil des Allen-Wagens, dem ein Reifen geplatzt war. Zu einem Doppelwagen vereinigt, überflog das Gefährt einen Graben und landete mitten im Felde, die beiden Lenker lagen einige Meter davon entfernt. Zwei, drei Minuten verrannen ohne jeden Laut, dann kamen Menschen. Allen wachte aus einer kurzen Betäubung auf, richtete sich hoch und rieb seine Glieder. Etwas später machte Hunter dieselben Versuche, sich die Lage zu vergegenwärtigen. Man hob die beiden auf und stellte fest, daß sie sich zwar mühsam, aber immerhin noch selbst bewegen konnten. So wankten die beiden Kollegen zur Stadt, wo gleich am Eingang zwei Lokale lagen, eines rechts, das andere links. Der Weg bis hierher war mit mehr oder weniger geistreichen Auseinandersetzungen zwischen Allen und Hunter gespickt gewesen. Als Hunter sich nun anschickte, in das Lokal auf der rechten Seite zu gehen, wandte Allen sich nach links. Es war ihm unmöglich, sich mit diesem Menschen in dasselbe Lokal zu setzen. Wenn zwischen beiden bisher noch eine lockere kollegiale Verbindung bestanden hatte, so war nun auch der letzte Faden zerschnitten.

Drinnen stürzte Allen sich sofort auf das Telephon und klingelte eine Wagenvermietung nach der anderen an. Ueberall mit demselben Mißerfolge. Die Taxen seien wegen des Fußballspieles sämtlich unterwegs und vor den ersten vier Stunden nicht frei. Allen begann zu verzweifeln. In einer halben Stunde begann das Spiel. Eine Reparatur seines Wagens nahm mindestens drei Stunden in Anspruch. Zu Fuß laufen? Unmöglich! Das dauerte ebenfalls mindestens drei Stunden. Die letzte Hoffnung auf die Eisenbahn zerfloß in ein Nichts, als man ihm mitteilte, daß der nächste Zug erst gegen Abend fahre. Allen raufte sich die Haare. Die Reputation des Monats verlief ohne ihn. Nur ein einziger Trost blieb ihm: er sah gegenüber am Fenster den Herrn Kollegen sich ebenfalls die Haare raufen. Allen wartete und trank einen Whisky nach dem andern.

Dreiundeinehalbe Stunde später betrat ein stattlicher junger Mann im Sportdreß das Lokal. Er begann gleich zu schimpfen und zu fluchen: das habe er nicht gewartet, er habe bestimmt mit einem Siege Ohios gerechnet. Allen war es, als sende ihm der Himmel einen Retter. Im Nu stand er neben dem Manne, und im Nu hatte er ihn an seinem Tische sitzen. Ein eifriges Interview nach dem Fußballspiel begann, und Allen wunderte sich über die Sachkenntnis, die sein Gegenüber an den Tag legte. In knapp zehn Minuten hatte Allen seinen Bericht geschrieben.

„Entschuldigen Sie," sagte er dann, „ich gebe den Bericht meiner Zeitung telephonisch durch. Das Sportextrablatt muß in einer halben Stunde in den Straßen sein."

Als er zurück kam, strahlte er wie Apoll. „Der Bericht wird bereits gesetzt!" rief er frohlockend. „In wenigen Minuten liest man das Extrablatt." Er zog seinen Retter ganz nahe an sich heran.

„Mensch", flüsterte er, „Sie taten mir einen großen Dienst. Aber einen noch größeren könnten sie mir erweisen, wenn . . ." Er zog eine Fünf-Dollaranote aus der Tasche. „Wissen Sie, im Lokal gegenüber sitzt die Konkurrenz. Dies gehört Ihnen, wenn Sie hinüber gehen und auch Mr. Hunter vom Spiel berichten. Sie müssen ihn aber nach Strich und Faden belügen!"

Der Fremde nickte und steckte grinsend die Dollarnote ein. Im nächsten Augenblick stand er auf und trat auf die Straße. Während sich Allen vergnügt die Hände rieb, stieß der Fremde von draußen das Fenster auf, steckte den Kopf hindurch und zeigte ein hämisches Grinsen.

„Ich wollte Ihnen noch sagen, Mr. Allen: die Konkurrenz legt aber mehr an. Ehe ich hierher kam, war ich nämlich schon drüben, und Mr. Hunter gab mir zehn Dollar für die Gefälligkeit, Sie nach Strich und Faden zu belügen."

Sprach's und warf ein weißes Etwas auf den Boden, klappte das Fenster zu und raste davon.

Gerade als Allen das weiße Etwas aufhob, stürzte Mr. Hunter herein und hielt dieselbe teuflische Karte in der Hand. Der Aufdruck stellte eine weit größere Katastrophe als das Autounglück dar: es war heißen, als blicke ihnen die ganze Hölle daraus entgegen: Mr. Souther, Berichterstatter von „The Sport".

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena

Druck und Verlag: P. A. Sank, Altena

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 2 — Samstag, 12. Januar — 1929

Die letzte Vorstellung

Skizze von Heinz Lorenz.

„Ich habe den Ring vor Jahren bei Drouet in Paris gekauft. Er stammt aus dem Nachlaß des damaligen italienischen Botschafters."

Barbette steht am Fenster und dreht den Ring zwischen den Fingern. Es ist ein breites Goldgeflecht mit einem großen Beryll, in dessen tiefem Grün ein roter Fleck leuchtet. „Merkwürdig", murmelt sie in den Anblick versunken. „Es sieht aus wie ein eingeschlossener Blutstropfen."

„Mag sein, daß Blut an dem Ring klebt. Er soll von den Borgias stammen." Er zuckt die Achseln. „Mir hat er nur Glück gebracht. Und das letzte war, als ich Sie, Barbette, kennen lernte." — Er tritt auf sie zu: „Ich möchte Ihnen heute, am letzten Tag Ihres hiesigen Auftretens, den Ring schenken. Möge er auch Ihnen Glück bringen. — Sicher paßt er Ihnen auf den Zeigefinger."

„Wirklich, er paßt . . ." Sie sieht ihn an.

Er errät den Zweifel, der in ihre Augen getreten ist, Augen, die sie mit den Tieren, die sie bändigt, gemeinsam hat: die Sterne zeigen das Bernsteingelb des bengalischen Tigers. Lächelnd, aber doch mit einem gewissen Ernst sagt er: „Ich fordere nie Gegenleistungen, Barbette. Nie nehme ich, was mir nicht völlig freiwillig und selbstlos gegeben wird."

Impulsiv ergreift er ihre Hand und reißt sie an den Mund. Teufel, wieviel Frauen er auch schon gehabt, diese da möchte er nicht antasten! Und gerade diese da liebt er so, daß er sich für sie opfern könnte.

Ehe sie sich trennen, fragt er etwas zögernd: „Sagen Sie doch, mir schien gestern der Tiger nicht ganz so wie sonst. Ich habe jetzt zehn Vorstellungen gesehen, aber . . ."

Sie beruhigt lächelnd: „Blaja hat manchmal solche Anfälle. Sie ist noch nicht lange in der Arbeit. Man muß sie im Auge behalten. Löwe und Tiger zusammen, das ist keine Kleinigkeit. Aber sie muß, wie ich will." Sie ballt die Hand zur Faust, und ihre gelbbraunen Augen funkeln. —

„Ist ihre Nummer fertig?" fragt der Inspizient des Varietés.

Der herkulische Mann mit dem entstellten Gesicht nickt. Die eine Gesichtshälfte ist eine einzige Narbe. Glatt und blaurot spannt sich die Haut über die Knochen, das Ohr fehlt. Blaja hat das getan. Ein Raubtier, das Menschenfleisch gefressen, lechzt stets nach mehr, sagen die Jäger. Und wenn es auch nur ein Ohr war — Blaja hat Menschenfleisch gefressen.

„Auf!" sagt Barbette, die mit zwei deutschen Doggen bühnenfertig neben dem Mann steht. Dieser öffnet die beiden Käfige, die durch einen Gang mit dem Zwinger auf der Bühne verbunden sind. Er hetzt die Tiere, die träge in das Licht blinzeln: „Avanti, Indra! . . . Blaja . . .! Blaja, perbacco! . . . Eh, Colonel, schi! . . . Blaja . . .! oh questa mal'detta . . .!"

Ein Klingelzeichen. Der ehemalige Tierbändiger, Barbettes Lehrmeister, wendet sich ihr zu: „Acht auf Blaja! Weigert sie das Springen, so laß sie lieber! Barbette . . . hörst Du?"

„Ich höre." Barbette packt die beiden Doggen an den breiten Halsbändern und geht in das Dunkel der Bühne hinein.

Die Masse, dicht gedrängt, wartet auf die große Nummer. Die Musik spannt schon die Nerven mit dumpfen Trommeln, Bässen und Fagott, die den tropischen Urwald vermitteln sollen. Der Vorhang teilt sich, Finsternis klafft auf, aus der nur einige phosphoreszierende Punkte unruhig herauleuchten. Der scharfe Raubtiergeruch strömt gegen die heißen Gesichter. Mit einer lebhaften Trompetenfanfare schießen weiße Lichtkegel über die Bühne. Sofort rücken alle Köpfe in einer einzigen Bewegung vor.

Vor dem Gitter des Zwingers, in welchem die gelben Katzen rastlos hin und her laufen, steht auf einer Erhöhung Barbette, schlank und statuengleich, die Hände über der Brust gekreuzt. Rechts und links reglos die Doggen, mit breiter tiefer Brust und stolz getragenen Köpfen. Barbettes Haar ist eine glänzende schwarze Kappe. Sie trägt keinen Schmuck nur einen Ring mit grünem Stein an der rechten Hand.

Ein Murmeln geht durch die Menge, die von diesem Bild allein schon bezwungen ist.

Nun schreitet Barbette mit den beiden Hunden durch die Doppeltür in den Zwinger. Sogleich nehmen die gelben Tiere die andressierte Stellung ein. Zwei männliche, zwei weibliche Löwen, in der Mitte der Tiger, hocken sie knurrend, fauchend und mit den Tatzen schlagend auf ihren Podesten.

Die ängstliche Spannung im Publikum löst sich bei dem sicheren Arbeiten der schlanken Frau. Aber immer wieder hört man den Namen Blaja. Blaja, ach ja, das ist der Tiger, der immer wieder zurückkriecht. Und immer wieder tückisch vorschnellt zu einem Ansatz, der nicht Sprung zu werden wagt.

Barbette läßt kein Auge von Blaja. Gleiche Augen funkeln sich an. Und immer ist der Blick des Menschenweibes stärker. Zwingt das Tier, in sich hinein zu kriechen und die ungebrochene Kraft und Gier unter Ohnmacht und Feigheit zu knechten.

Eine Pose ist zu Ende. Barbette wirft Peitsche und Dressurstock von sich und steht mit gebreiteten Armen zwischen ihren Tieren.

Beifall knattert auf und lärmt lange.

Es wird wieder dunkel. Feuer flattert im Käfig. Kandelaber mit züngelnden Flammen und feurige Reifen. Es ist ein Bild ungeheurer, trunken machender Wildheit, wie jetzt die Tiere um die schimmernde wehrlose Frau gehen und springen. Nur Blaja will nicht.

Aber sie muß. Muß! denkt Barbette und nimmt die Peitsche auf: „Hopp, Blaja!"

Blaja kriecht zurück, und zieht die Oberlippe über das Gebiß. — „Blaja . . .!" Barbette dringt mit erhobener Peitsche auf das Tier ein.

Ein wütendes Fauchen, dann ein plötzliches Aufbrüllen ist die Antwort.

Im Publikum entsteht Unruhe.

Barbette zückt die Peitsche zum Schlag. Aus den Kulissen hört sie eine Stimme: „Nicht schlagen! Laß sie!" Da fällt der Schlag schon. Und mit mächtigem Satz springt Blaja über Barbettes linke Schulter hinweg.

Sofort wendet sich Barbette. Sie weiß: es wird gefährlich. Es ist schon gefährlich. Das sieht sie an Blajas Stellung. Sie kriecht nicht mehr in sich. Sie lauert, auf vibrierende Flanken gestützt, mit vorgereckten Pfoten und gefletschten Zähnen. — „Caesar! Nero!" zischt Barbette leise. Die beiden Hunde stehen wie aus Erz, aber zitternd vor Erregung neben ihr. Sie knurren leise; sie wissen, um was es geht, und sind bereit, der gestreiften Bestie an die Kehle zu fahren.

Im Publikum herrscht starke Erregung. Der Kapellmeister fühlt kalten Schweiß auf der Stirn. Ein Herr in einer Loge ist aufgesprungen, wird auf seinen Sitz zurückgezogen. Er sitzt vorgereckt, die Hände um die Brüstung gekrampft, sprungbereit.

Barbette hat in einem Sekundenbruchteil bemerkt, daß der Bändiger in der Kulisse den Revolver auf Blaja gerichtet hält, sie denkt: „Blaja wird mich jetzt anspringen. Ich muß mich ducken. Ich muß . . . muß . . ." Ihre Gedanken beginnen zu flattern. Aber, sicher ist es der letzte Augenblick, da fällt ihr der Ring ein. „Hilf mir, hilf mir, Du!" heißt ein Gedanke. Und unbewußt senkt sich die Faust, an welcher der Ring funkelt, gegen die sprungbereite Bestie. Langsam, langsam senkt sie sich. Und Blaja starrt auf die sich senkende Faust. Das Tier, dessen Instinkt bereits mit dem Sprung gegen die Frau vertraut war, vergißt, was es wollte. Starrt nur auf den Ring, wendet, als könne es das ungewohnte Funkeln nicht aushalten, den Kopf und jagt schließlich mit eingezogenem Schweif zwischen Barbette und den Hunden vorbei auf die andere Seite, wo es sich zwischen den zusammen geschobenen Pfosten verkriecht.

Barbette hat gesiegt und ist gerettet. — Das Entsetzen, das den Zuschauerraum befallen hatte, löst sich indes erst, als sie den Zwinger verlassen hat und sich mechanisch verbeugt. Da erst beginnt der Beifall zu toben.

Dann liegt Barbette in ihrer Garderobe auf dem Divan. Ein Schütteln überläuft sie. Jetzt erst wird ihr bewußt, was sie überstanden hat.

Die Tür öffnet sich. Sie schnellt auf und fliegt dem, der eintritt, an den Hals. „Der Ring! Ihr Ring hat mich gerettet!"

„Barbette . . .!" Er hält sie im Arm. „Barbette, geh nicht mehr hinein! Nie mehr! — Nie mehr! Hörst Du? — Bleib bei mir . . ."

—o—

Schiffbruch

Dem Leben nacherzählt von Niko Janssen.

Wir hatten uns nach mehrjährigen Auslandsfahrten wieder einmal auf einem deutschen Schiff zusammen gefunden, mein alter Freund Geerd Albers und ich. — Es war die Hamburger Bark „Amicitia", die zurzeit mit allerhand Stückgütern nach Chile unterwegs war, um dann von dort Salpeter mit zurück zu bringen. — Der Kapitän hatte in Hamburg seine Frau und zwei Kinder an Bord genommen, dazu noch ein junges Mädchen, auch noch fast ein Kind, das die Tochter eines Verwandten der Frau war und vom Vater in Iquique unserm Bestimmungsort, erwartet wurde. Die Besatzung bestand außer den beiden Steuerleuten und uns fast ganz aus Chilenen. —

Die Bark machte gute Fahrt, die Linie war bereits überschritten und sogar das gefürchtete Kap Horn wurde glatt passiert. Und weiter ging es bei schönstem Wetter in den Großen Ozean hinein, immer nordwärts der chilesischen Küste entlang bis zur Reede von Iquique. — Daß wir selbst hier keineswegs in Sicherheit waren, wußten wir alle, denn gerade hier ist die Heimat des furchtbaren südamerikanischen Tornado, der in dieser Jahreszeit am stärksten und häufigsten auftritt. Wir hatten ja alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, die Segel längst sämtlich festgemacht, das Schiff mit dem Bug gegen den Wind gedreht und alle vier Anker rechtzeitig ausgebracht. Die Ladung war bereits durch Leichter abgeholt, und wir warteten auf unsern Salpeter, als eines Nachmittags der Himmel sich plötzlich verfinsterte. Das Meer fing an, unruhig zu werden, obwohl von Wind einstweilen noch nichts zu spüren war; nur lange Streifen von Schaum zogen sich bis zum Ufer hin. — Das Barometer war gleich um mehrere Strich gefallen, und wir konnten gerade noch alle Luken an Bord verrammeln, da hörte man auch schon das unheimliche Pfeifen in der Luft, und der Tornado brach los.

Noch sehe ich unsern Kapten mit dem ersten Steuermann auf der Kommandobrücke stehen, als schon die ersten Sturzseen über das Schiff hinweg fegten. Die Bark arbeitete gewaltig an den Ankerketten, noch hielten sie, dann aber kam uns plötzlich ein großer englischer Dampfer, der sich losgerissen hatte, vor den Bug getrieben; das Schiff stampfte auf uns los als ob es Pfähle einrammen wollte. Wir versuchten alle Mann, vorne klar zu machen und den Engländer an unserm Bugspriet vorbei zu drücken, aber er saß bereits fest in unserer Takelage. Gleich darauf ertönte ein lauter Knall. Die Ketten beider Buganker waren gesprungen. Schon trieb unser Schiff herum, den Kopf vor dem Winde, und der Dampfer mit. Jetzt rollten die Sturzseen eine nach der andern von hinten nach vorne übers Schiff weg. Einen Teil des Vorderdecks hatte uns der Engländer schon ganz eingedrückt; Koch

und Bugspriet gingen mit Donnergepolter über Bord.

Bis dahin hatte unser Kapitän unbeweglich auf der Brücke gestanden. — Zwar waren seine Kommandos bei dem Unwetter nicht mehr zu verstehen, er mußte signalisieren, aber die Ruhe hatte ihn doch noch nicht verlassen. Als nun aber auch der ganze Vordermast fort ging, sah ich, wie er Leerd Alberts zuwinkte und ihm verständlich zu machen suchte, der Frau mit den Kindern in der Kajüte beizuspringen und sie an Deck zu schaffen. — Es war das Letzte, was ich vom Kärten Dirks gehört habe, denn gleich danach schleuderte ihn in hohem Bogen eine mächtige Sturzsee ins Meer. — Inzwischen waren auch noch Großmast und sämtliche Rahen mit furchtbarem Gebrach von oben gekommen. In diesem Augenblick kam Leerd wieder an Deck gestürzt und wollte Hilfe holen für die Frau und die Kinder, da der Eingang zur Kajüte durch Bretter und Balken versperrt war, aber man achtete nicht mehr auf ihn; der Kampf jedes Einzelnen um das eigene Leben hatte begonnen. Von der armen Frau mit den zwei Kindern hat keiner wieder etwas gesehen. — Die „Amicitia" war mitten durchgebrochen, und das Achterdeck samt der Kajüte verschwand gleich danach in den Wellen.

Wir hatten uns möglichst vorn gehalten, um im Notfalle auf den Dampfer überspringen zu können, der war aber auch schon im Sinken, und wir versuchten nun auf Stückgütern und Schiffstrümmern das nahe Ufer zu erreichen. Dabei mußten wir scharf aufpassen, wenn sich die großen Brecher auf das Land zustürzten, und dann versuchen, uns rasch irgendwo anzuklammern. Am Ufer sahen wir eine Menge Menschen stehen; alle mit dem besten Willen, uns zu helfen, aber machtlos bei diesem Wetter. — Wir waren nur noch wenige Mann, von denen es nun die ersten vier wagten, sich mit einer Riesenwelle so dicht wie möglich an das Ufer tragen zu lassen. Sie hatten aber damit wohl keinen Halt gefunden und trieben hilflos mit der rückflutenden See an unserm Wrack vorbei ins offene Meer. Nun kam die Reihe an uns. Wir warteten noch eine mächtige Sturzsee ab und sprangen dann in Gottesnamen hinein. — Als ich wieder auftauchte, war Leerd Alberts an meiner Seite, und wir beide faßten zu gleicher Zeit eine treibende Tonne, mit der wir zum Glück recht nahe ans Ufer geworfen wurden. Vor der bald wieder zurückflutenden See konnten wir uns halb unter und halb über Wasser an eingerammten Pfählen festhalten, bis wir mit Stricken vom Ufer aufs Trockene gezogen wurden. — Wir waren gerettet und außer uns noch drei Chinesen, das war alles von der ganzen Besatzung.

Sehr freundlich wurden wir von den Einwohnern aufgenommen und sofort von einem Herrn, der uns besonders eifrig mit ans Ufer gezogen hatte, eingeladen, mit nach seiner Wohnung zu kommen, wo uns eine sehr große Ueberraschung zuteil wurde: er war der Vater des jungen Mädchens, das sich bei uns an Bord befunden hatte und als eine der ersten gerettet worden war. Der Vater stellte uns in seiner Freude sein ganzes Haus mit allem, was darin war, zur Verfügung, zunächst trockene Sachen und warmes Essen, nur bat er uns, seine Tochter für heute entschuldigen zu wollen, sie sei in gänzlich erschöpftem Zustande vor ungefähr einer halben Stunde ins Haus gebracht worden. Morgen würde sie uns gewiß alles Nähere gern erzählen. — Sie mußte doch längere Zeit das Bett hüten, hat mir aber später noch oft ausführlich erzählt, wie es ihr gelang, sich so zeitig vom sinkenden Schiff frei zu machen. Sie ist nämlich zwei Jahre darauf meine Frau geworden.

—⊡—

Der tote Zirkus

Skizze von Herbert Steinmann.

Vorsichtig den gebrochenen Fuß aufsetzend, humpelte Jan Garras, der alte Artist, über die regenfeuchte, holperige Vorstadtstraße auf das mächtige verwitterte Rundgebäude zu, dessen Schattenriß sich drohend vor ihm erhob. Das war der ehemalige Zirkus Wolff, dessen Gebäude nun schon seit zehn Jahren so unheimlich verfallen und verlassen hier in der Vorstadt lag, seitdem der letzte Direktor eines Abends in seiner Loge Selbstmord begangen hatte. Nun suchte Jan Garras ein Nachtquartier in dem alten Bau, der einst des jungen Artisten Jan Garras, des „Königs des Todes", Anfang und Ende gesehen, — ein bitteres Ende in jähem Sturz.

Jetzt war die schmale eiserne Pforte des Rundbaues erreicht. Trotz des nächtlichen Dunkels fand die Hand sie wieder die Klinke. Die alten Muskeln spannten sich. Mit rauhem Rasseln sprang die Pforte auf. Jan Garras schlüpfte hinein.

Ein paar hastige Schritte, dann blieb der Artist stehen. Er fand sich nicht gleich zurecht in der drohenden Finsternis des toten Zirkus. Er wühlte in den zerrissenen Taschen. Dann flammte ein Streichholz auf. In seinem Flackerlicht tanzten gespenstische Schatten vor den müden, brennenden Augen des Alten. Gerümpel ringsum. Eine alte Paukentrommel mit einem klaffenden Riß, der einem grinsenden Maul glich, schreiend bunte Plakate, halb zerfetzt und unleserlich, eine zerbrochene Peitsche an der Wand ein verschmutztes Plakat: „Rauchen und Hantieren mit offenem Licht verboten! Die Direktion." Jan Garras lächelte mitleidig. Das Licht erlosch.

Doch der Alte wußte jetzt jeden Weg. Die Hand am Geländer der morschen Treppe, stieg er zur Direktionsloge empor. Nur ein einziges Mal blieb er noch stehen und atmete tief, sog sich die Lungen mit diesem seltsamen Gemisch von Stallgeruch und Menschenodem, das man Zirkusluft nennt, voll. „Zehn Jahre!" murmelte er. „Zehn Jahre!" Zirkusluft, Heimatluft. Hier aber war noch etwas anderes dazwischen, etwas Unheimliches, die Nerven Aufreizendes — Moder.

Nun saß Jan Garras im besten Sessel der Direktionsloge des Zirkus Wolff. Er schloß die Augen. Hier war es behaglich. Jetzt stellte er mal den Direktor und alleinigen Herrscher dieses mächtigen Gebäudes dar. Doch das Behagen dauerte nicht lange. Dieser gewaltige Kuppelraum rings um ihn kannte keine Stille. Der verwitterte Manegeprospekt rauschte und knisterte, in den alten Klappstühlen des Parketts raschelte es, aus der Kuppel prasselte von Zeit zu Zeit ein morsches Stück Holz herab und schlug dumpf irgendwo auf. Unablässig rieselte Kalk und feiner Staub von den Wänden und Säulen herab. Da empfand Jan Garras mit leisem Grausen, daß er in diesem toten Zirkus der einzig lebende Mensch war.

Der einzige — lebende Mensch. Und die andern, die andern? Hatten sie nicht den alten Kollegen in dem einsamen Gast erkannt. Wollten sie ihn nicht begrüßen? Sie kamen — der tote Zirkus wurde vor den Augen des alten Artisten lebendig.

Mit einem Schlage ward es hell um ihn herum. Starke Scheinwerfer schütteten ihr strahlendes Licht in die Manege. Pferdegetrappel erscholl, gedämpft durch weiche Lohe. Da trabten sie wieder rund um die Manege, Castor und Pollux, die beiden Schimmel des Kunstreiters Maxim. Er selbst auf Castors Rücken — wie immer im blauweißen Trikot — nickte hinauf zu dem alten Freund da oben in der Loge. Seltsame blutrote Streifen hatten der Kunstreiter und sein Pferd an Kopf und Nacken. Das ist von jenem Abend, da sie beide vor zwölf Jahren in plötzlichem Sturz zu Tode kamen. Wahrhaftig, da war ja auch Dolly, der dumme August! Wie seltsam er den Kopf verdreht. Genau wie in der Abendvorstellung, als er bei seinem grotesken Schlußsprung den Hals brach. Kein Mensch im Publikum merkte, was los war, als die Clowns den Toten unter grotesken Bewegungen hinaus trugen. Man raste Beifall über den „guten Abgang" —

Graziella huschte über das Drahtseil. Wieder lachte sie ihr bezauberndes Lachen, silberhell und berückend. Und war doch zum bewegungslosen Krüppel geworden, als man sie nach dem Sturz vom Turmseil aus der Manege trug.

Hunderte kamen noch — Dolf, der Dompteur, den seine Tiger zerrissen — Bertrand, der Schlangenmensch, den ein Vorhanggewicht zerschmetterte — und da am Eingang der Manege — war das nicht er — er, Jan Garras selber, wie er in jungen Jahren war. Daneben der lustige, fesche Direktor Wolff mit den blitzenden weißen Zähnen unter dem schwarzen Schnurrbart. „Jan Garras, Sie sind engagiert!" Wer, wer hatte das gesprochen?

Jetzt sah er sich selbst hoch oben auf der Schleifenbahn neben dem Partner auf dem engen Schlitten hocken, fühlte wieder die Spannung der Nerven, die auf den Startschuß warteten — und sah jetzt auch ihn, den Dritten, der unsichtbar immer dabei gewesen — ihn, den täglich lauernden Feind kühner Artisten, den Tod mit der lachenden Maske. —

Plötzlich merkte Jan Garras, daß er in seiner Loge nicht mehr allein war. Er wandte den Kopf. Da saß Direktor Wolff, wie er ihn in seinen letzten Tagen gesehen, ein müder, kranker, abgekämpfter Mann. Seine erloschenen Augen schauten mit seltsamem Glimmen auf den alten Artisten. Auf seiner rechten Schläfe brannte ein roter Fleck. Und es schien Jan Garras, als seien jener Dritte damals auf dem Schlitten und Direktor Wolff hier in der Loge nur ein und dieselbe Person — als säße er dem wahren Herrscher dieses toten Zirkus gegenüber. Eine weiße, schwarznägige Hand griff sanft nach dem Herzen des alten Zirkusmannes. Wieder war es ihm, als ertöne eine Stimme, brüchig und dumpf: „Sie — sind — engagiert!" Dann wußte Jan Garras nichts mehr von dieser Welt.

Schutzpolizisten, denen die offene Pforte auffallen, fanden am nächsten Morgen den toten Artisten in der Direktionsloge des toten Zirkus

—⊡—

Der Steig

Skizze von Karl Lemke.

Die Männer, die morgens gekommen waren, den Bau der Landstraße vorzubereiten, hatten ein seltsames Erlebnis. Eigentlich schien es lächerlich; aber sie waren unsicher, ob Lachen gestattet sei; denn der Alte, der sich ihnen entgegenstellte, hatte Tränen in den Augen. Er hob die Hände zu halber Höhe und sagte leise, fast wie zu sich selbst: „Nicht — nicht —!" Er wankte.

Er sah sie nicht an, es schien, als sehe er überhaupt niemanden. Er wandte sich um und ging dem Hügel hinter dem Hause zu. Erst als das Gebück ihnen den Alten entzog, wagten die Arbeiter nun doch zu lachen. Aber sie blieben unsicher. —

Auf dem Hügel, in der Stille, stand eine hölzerne Bank. Der Alte ließ sich müde darauf nieder. Seine Hände streichelten das zernarbte Holz, seine Blicke das Haus. Es sah verwittert und unansehnlich aus.

Einst aber war es frisch und jung wie er. Aus der Haustür trat ein flotter Vierziger, der Vater. Sein Mund sprach ernst, vermochte jedoch nichts über die lächelnde Güte seiner Augen. Er rief: „Hanswölfchen, kleiner Racker, willst Du wohl gleich zum Essen kommen!" Und nach dem Fünfjährigen, der auf dem Fußsteig entschlüpfen wollte, haschte er mit zwei überraschenden Laufschritten. —

Das Haus war blitzsauber, die Stuben von gemütvoller Heimlichkeit. Schöner als Haus und Stuben aber schien ihm der Steig. Er war herrlich. Er kam vom Dorf und lief in weitem Bogen zwischen Wald und Feld dahin zur Stadt, die eine Meile weit entfernt lag. Dicht säumte ihn Haselnußgesträuch. Im Herbst pflückte man die Nüsse; Weihnachten auf den bunten Tellern erschienen sie wieder, umglänzt und erhoben vom Fest.

Der Steig barg alles: lachendes Spiel mit dem Vater oder mit Kati, der fast gleichaltrigen Nachbarstochter, und Abenteuer, die man allein schuf und bestand. Auf dem Schulweg. Jahre hindurch, ward jeder Ast, jede Wurzel vertraut, jede kleinste Veränderung registriert. Es gab keine großen, es blieb: der Steig. —

Jahre und Heranwachsen. Der Pfiff des fern vorüber sausenden Zuges brachte immer eindringlicher Gedanken aus der Weite mit, aus der Welt. Längst nicht mehr war „Welt" auch gleichbedeutend mit Haus und Steig. Hier geschahen die kleinen, selbstgeschaffenen Abenteuer, in der „Welt" d. großen, fremden. Darum fiel auch der erste Abschied nicht schwer. —

Großstadt, Universität und Freiheit. Jugendlicher Studentenulk, Verliebtheit und erster Reif der Enttäuschung. Nichts allzu Ernstes, aber den Steig ließ es, als nach zwei Jahren Hanswolf heimkehrte, in neuem Wunderlicht erscheinen. Alle Erinnerungen kamen: an diesen knorrigen Ast, jene seltsam geformte Wurzel. Kleine Veränderungen wurden festgestellt. Es gab keine großen.

Eine doch: auf dem Steig stand, erblüht, Kati.

Das gab nun ein Hin und Her, ein inneres Tosten und Grübeln. Die Ruhe, wo war sie hin? Der Steig wurde der Vertraute. Dies war anders als der Flirt in der Großstadt. Dies ging tiefer; hieß es nicht schon Liebe? Hanswolf wagte nicht, hinzuhören. Allmählich aber, wenn er mit Kati den Steig entlang gewandert war, gestand er es sich ein: ja, es sei Liebe.

Das Wort war zu süß, es mußte laut werden. „Ich liebe Dich, Kati."

„Ich liebe Dich, Hanswolf." —

Ein neues fünfjähriges Wölfchen rannte den Steig entlang. Hanswolf, der Vater, zeigte ihm alle merkwürdigen Wurzelknorren. und wie Haselnüsse aussehen müßten, wenn sie pflückreif waren. Auch Kati, die Mutter, erschien dort oft. Sie dachte dann und wann: Hier erklang es zuerst, das süßeste Wort.

Im Hause kam zu der Traulichkeit die Erinnerung an geliebte Eltern. Wenn der Schmerz aufsteigen wollte, trug Hanswolf ihn hinaus zum Steig, dem Vertrauten. —

Und wieder Jahre und Heranwachsen. Der lockende Ruf der Eisenbahn, Wölfchen, nun meint er Dich!

Er mußte hinaus, auch er. Nach zwei Jahren aber gab die Großstadt ihn nicht wieder her. Der Frische, Federnde, kam blitzenden Auges nur noch als Gast. Er lachte laut über Vaters beginnenden Vollbart und, zurückhaltender, über den Steig. Hanswolf, der Alte, holte dorther immer noch Haselnüsse und Träume. —

Jahre . . . Kati ging ins Dunkle zu den Eltern. Das Haus brockelte. Nur der Steig blieb Kleine Veränderungen; es gab keine großen. Hanswolf war allein. Aber die ganze schöne Vergangenheit lebte um ihn auf dem Steige.

Und nun sollte er einer gefühllosen Landstraße weichen? Heute waren die Männer gekommen, sie vorzubereiten, Bäume zu fällen, Gesträuch zu roden.

„Nicht — nicht —!" Die Worte verhallten. Was wußten die Arbeiter. Zuflucht ward der Hügel hinter dem Haus. Von hier aus sah man nicht die fortschreitende Vernichtung.

Stunden . . . Still klomm die Sonne in den Mittag. Hanswolf erhob sich ratlos. Wenn wenigstens jetzt der Sohn das wäre . . .

Er ging ins Haus, — da stand er, Wölfchen, er selbst! Nicht allein. Im Rahmen der Tür stand, abwartend, bildhaft, ein liebes lichtes Mädel.

„Vater — das — ist Ulla."

Der Alte blieb still. Nur ein Leuchten brach aus ihm. Das Leben geht weiter. Kam so das Neue? Dann fahre wohl, Steig; mochten sie die Landstraße bauen.

Lächelnd, mit ausgestreckten Händen, ging er dem Mädchen entgegen.

—⊡—

Die Meistergeige

Aus Sarasates Leben von Gerhard v. Gottberg.

In dem Palast der spanischen Königin zu Madrid war ein Kommen und Gehen. Unten am maurischen Torbogen standen ratgeschlagene Wachen der Garde, sahen argwöhnisch auf die herein wandernden Menschen. Heute hielten sie nicht die krummen Säbel bereit. Es war Armentag, wo alle Nottragenden einen Bittgang in Isabellas weiß schimmerndes Schloß wagen konnten.

Flüsternd gingen reich gekleidete Kammerherren in den düsteren Kreuzgängen vor der Fürstin Kemnate auf und ab, fragten nach Bitten, nickten oder schüttelten abwehrend die Köpfe. Nur wenige empfing die Königin, noch seltener half sie; denn durch Bettler und Betrüger wurde ihre Hilfe oft an Unwürdige verschwendet. So war sie hart geworden.

An einem wuchtigen Pfeiler nahe der Fürstin Zimmer saß eine junge Frau. Sie vermochte die Tränen nicht zurückzuhalten. Verzweiflung hatte sie gepackt und in ihrem verhärmten Gesicht tiefe Rinnen gezogen. War denn alles vergeblich gewesen? Vergeblich der weite Weg über sonnenverglutete Straßen? Würde ihr Mann im Kerker weiter schmachten — hoffnungslos, bis er verendete? Es war doch der Strafe schon genug für ihn gewesen, jahrelang zu hasten, jahrelang zu büßen, nur weil er als Regimentskapellmeister vom Aufstand der Truppen sich nicht fern gehalten hatte. Und nun die endlose Zeit, da kein Schrei von ihm aus den maurischen Gewölben zu ihr drang. Sie sprang auf. Ein Marschall der Königin schritt durch den Gang, und sie warf sich ihm zu Füßen. Er fragte, doch dann wurde sein Gesicht finster: „Nein! Das Weib eines Empörers melde ich nicht!" —

Drüben an der Wand lehnte ihr achtjähriger Junge. Marmorne Blässe stand in seinem Gesicht, und aus seinen eingefallenen Augen glitzerten Tränen. Er sah die Mutter auf dem Boden liegen, sah erbarmungslosen Gleichmut in den Blicken der anderen Bittsteller.

Und wieder vergingen Stunden. Drunten im Schloßhof läutete die Glocke. Kurz blieb nur noch die Zeit, da Bittsteller im Kreuzgang auf Hilfe warten durften. Still weinte neben dem Kleinen die Mutter — hoffnungslos. Und er wollte sie trösten, dachte an seine Geige, die er im Arm hielt, die oft schon über der Mutter verquältes Gesicht einen Freudenschimmer gezaubert hatte.

Der Knabe spielte! Weich und lind quollen die Melodien aus der armseligsten und einfachsten Geige Spaniens. Schwermütige Volksslieder mischten sich mit den sehnenden Klängen der Hirtenschalmeien der Baskenberge, und aus dem Schmerz des Anfangs löste sich schwelgend und trotzig das feurige Aufrauschen spanischer Leidenschaft. Die Bittsteller drängten heran: glutäugige Tänzerinnen, die von der Königin Hilfe erhofften, bärtige Vettler aus der Sierra Morena, ehrwürdige Mauren in weiten Faltengewändern. Es war keiner unter ihnen, den des Kindes Spiel nicht packte.

Und der schwarzlockige Knabe spielte — verträumt. Ein leichtes Rot färbte seine ausgezehrten Backen.

War es das Lied, das er gestern am Tore Alcala dem Dudelsackpfeifer abgelauscht, war es der Heidenfang vom Granden Urtamira? Oder war es mehr?

Er wurde unterbrochen! Unter dem rauhen Befehl eines Palastdieners riß sein Spiel ab. Erregt folgte er der Mutter, sah goldblinkende Gemächer, von silberdurchwirktem Samt ausgeschlagen, und ein feiner Duft wogte durch die Kemnate der Königin.

Isabella von Spanien saß auf einem purpurnen Schemel und schaute zum Fenster hinaus. Kein Gruß von ihr fiel auf die Bittsteller. Bewegungslos blickte sie in den Hof, wo jetzt die Wache die letzten Wartenden hinaus trieb.

Starr sah der Knabe auf die Mutter, die sich der Königin zu Füßen geworfen hatte und stumm ihrer Fragen harrte. Doch es kamen keine! Hart erklang der Befehl des Palastmarschalls: „Spiel auf, Junge!"

Der nahm den Bogen zur Hand, einen verständnislos wehen Blick auf die Mutter werfend — dann sprach seine Geige!

Es war nicht wie vorhin, nicht das leidenschaftliche Lied der Baskenberge, nicht der aragonischen Hirten zehrende Melodie — es war mehr. Der Knabe aus dem fernen Pamplona lehnte sich nimmer in dieser Stunde an fremder Sinne Empfindung an, er gab sich selbst.

Die Königin wandte sich um, ihr Blick fiel auf das Kind, das zu spielen vermochte, wie sie es noch nicht vernommen. Ihr versteintes Herz zuckte unter seinem Spiel wie in lange nicht mehr empfundenem Erbarmen. Der Knabe sah vor seinen düsteren Augen des Vaters Kerker, sah den Geketteten in Not und Heimweh nach der Sonne Kastiliens, nach Liedern und Leidenschaft sich verzehren — die Geige schrie in weichem Flehen zu Isabella, der harten Fürstin Spaniens. Und leiser wurde das Lied, verrann in schluchzenden Tönen, perlte noch einmal auf wie in letzter zitternder Bitte.

Es war still in der Halle, als die Geige schwieg. Die Königin hatte die Hand vor die Augen gedeckt. Und keiner wagte zu stören — weder die lauschenden Damen ihres Gefolges, noch das verquälte Weib vor ihren Füßen.

Isabella stieß den Stuhl zurück, mit feuchten Augen trat sie zu dem Kinde der Baskenberge: „Wünsche dir etwas! Ich erfülle alles!"

Er schlug die Augen voll zu ihr auf, wie heiße Lavaglut blitzte es aus ihnen: „Oeffnet Euern Kerker, Frau Königin!"

„Meinen Kerker?" . . .

Da trat der Palastmarschall heran, sprach leise zu der Fürstin, und Isabella wandte sich zu der Bittenden: „Weib! Stehe auf! Dein Mann wird frei!" —

Am Abend mußte der Knabe aus Pamplona noch einmal vor dem Hofe spielen. Wieder bannte er aller Sinne, erweckte Melodien, wie sie noch keiner in Spaniens Sonnenfluren vernommen. Es war, als könne das Kind den Jubel über des Vaters Befreiung noch nicht bannen als wandere es schon heimwärts, spiele den Eltern unter den Bergschroffen der Somosierra von neuem Glück . . .

Die Königin ließ, als sein Spiel zu Ende, eine uralte Meistergeige kommen und beugte sich zu ihm: „Behalt' sie! Doch mach ihr Ehre!"

Der Junge aus Pamplona erfüllte ihren Wunsch und eroberte später mit den herrlichsten Melodien seiner Seele die Welt. Nur wenige Jahre lebte sein Vater noch, dann wanderte der Knabe nach Paris, wo der berühmte Violinist Delphin Jean Alard sein Lehrer wurde. Und endlich zog er als „Geigenkönig" in die Welt, erwarb sich die begeisterte Zuneigung aller Völker und wurde als Paul Sarasate der berühmteste Geigenkünstler seines Jahrhunderts.

—⊡—

Späßchen im Landhaus

Ein kriminelles Abenteuer von Heinrich Wiegmann.

Dem berühmten Kriminalschriftsteller, der auf dem Umschlag seiner Bücher stets kühlen Blicks eine Zigarre im Munde hält, war es sehr unangenehm, daß ihn ausgerechnet auf dem Marktplatz der Hauptstadt, kurz vor den Kurbelkästen zweier Photographen der bekannte Fassadenkletterer und Geldschrankknacker Robby um eine kurze Unterredung bat. Was blieb ihm anderes übrig, als lächelnd eine Audienz in seinem Landheim zu gewähren? Dort bereitete er alles mit dem Scharfsinn eines erfahrenen Schriftstellers vor, um dem „Kollegen", der im Leben keine minder erstaunlichen Taten vollführte, als er auf dem glatten Papier, das Bild eines Mannes zu hinterlassen, der sich nicht übers Ohr hauen läßt.

„Wie geräuschlos man auf diesem Teppich geht", bemerkte Robby, das Arbeitszimmer mit Spitzbubenaugen musternd. „Aber Donnerwetter, das ist ja ein Mensch!" lachte er und zog einen jungen Mann hinter einer Portiere weg.

„Stenotypist Lorand —"

„Verstehe vollkommen. Sie haben ihn beauftragt, alles aufzuschreiben, was wir sprechen. Ausgezeichnet!" Schmunzelnd ging er an ein Liegesofa zurück und trat dort unversehens einem darunter liegenden Manne auf die Finger, daß er aufschrie. „Der Zweite! Nee kommen Sie nur hervor. Sie armer Kerl hätten in der Lage unbedingt Leibschmerzen bekommen."

„Steckt da, nicht Nummer drei?" fuhr er lachend fort und zog hinter dem Schreibtisch einen zitternden Gesellen weg. „Beurlauben Sie den braven Mann nur; der sieht so aus, als ob er einen beruhigenden Baldriantee nötig hätte."

„Marsch, schert Euch alle hinaus!" entschied der große Schriftsteller überlaunig. „Doch kommen wir zur Sache", setzte er frostig fort. „Sollten Sie sich in der Absicht, mir Stoff für einen Kriminalroman anzubieten, zu mir bemüht haben, dann bedauere ich, eine Absage geben zu müssen. Ich bin für die nächste Zeit reichlich versehen."

„Herr Wellece, ich blase nie in Feuer, die gut brennen. Ich glaube nur, Ihrer Arbeit durch ein paar Ratschläge förderlich sein zu können."

„Ratschläge? Ratschläge welcher Art?" fragte der berühmte Mann und sah Robby gallig an. „Glauben Sie, mir Ratschläge erteilen zu müssen, und erhoffen Sie dafür Honorar?"

„Kriminalkommissar Buller, die Kognaknase aus Ihrem Roman „Die blaue Grotte", versteht sich z. B. darauf, mit Hilfe eines ausgespuckten Pflaumensteines einen Giftmord zu klären. Trotzdem weiß er nicht, daß Thermitpräparate, Gebläse, Bohrer in richtiger Hand jeden diebessicheren Panzerschrank öffnen."

Knack, wurde draußen der Schlüssel im Schloß gedreht. Die beiden Männer sahen sich an. „Was soll das heißen?" rief der vielgelesene Romanschriftsteller.

„Das frage ich Sie."

„Ich habe keine Weisung gegeben, hinter uns abzuschließen. Aber ich will Ihnen etwas sagen, Robby. Sie stehen im Begriff, die Gastfreundschaft zu mißbrauchen."

„Machen Sie mich nicht lachen, Herr Wellece. Sie verdächtigen mich, wenn ich Sie recht verstehe, daß ich uns hier durch einen Komplizen hätte einschließen lassen. Dabei haben Sie Auftrag gegeben, abzuschließen. Ich mache darauf aufmerksam, daß der Schlüssel außen steckte, als ich eintrat. Ich glaube zu wissen, wollen sich gewissermaßen einen ungenierten Anschauungsunterricht verschaffen, wie ein Fachmann sich bei unvorhergesehenen Schwierigkeiten verhält."

„Aber das ist ja unerhört!" brauste der Kriminalschriftsteller auf und riß an der Türklinke. „Mary! Hören Sie nicht, Mary? — Robby, alles ist Ihr Werk. Sie wollen mich, den berühmten Schriftsteller, blamieren, und morgen soll die ganze Welt darüber lachen."

„Sie sind verrückt, Herr Wellece. Gehen Sie doch durch eine geheime Tapetentür hinaus. Haben Sie kein Telephon?"

„Nein! Ich werde mir anders zu helfen wissen." Er trat an die Portiere. „French! Lorand! Shelly!" rief er und klopfte. „Die Herren haben wohl nicht gewartet", höhnte Robby, als keine Antwort kam. „Ihr Gedächtnis wird hoffentlich verhindern, daß Ihr neuer Roman darunter leidet."

„Zum Teufel mit Ihren Meinungen und Ratschlägen!"

Robby faßte einen Fenstergriff. Allein ehe er die Fensterbank bestiegen hatte, hielt Wellece einen Revolver in der Hand. „Was bilden Sie sich ein? Glauben Sie denn wirklich, ich ließe Sie ruhig aus dem zweiten Stockwerk steigen? Nur zusammen kommen wir aus diesem Zimmer heraus."

„Wie lange soll die Freiheitsberaubung dauern?" fragte Robby durch die Zähne.

„So lange, bis Ihre Komplizen vernünftig werden."